TERRORISMUS

Die Rückkehr der Angst

Norwegen schien ein Paradies zu sein: ein Land des Ausgleichs und des Wohlstands. Drei skandinavische Schriftsteller beschreiben den Schmerz nach dem Attentat und ihre Furcht vor dem Verlust einer Idylle.

Rosen vor der Insel Utøya

FRANK AUGSTEIN / AP

Fahrradhelm und Sicherheitsgurt

Von Jo Nesbø

Vor ein paar Tagen, vor den Geschehnissen auf Utøya und im Regierungsviertel, sprach ich mit einem Freund darüber, wie sehr das Glück zu leben und die Traurigkeit darüber, dass die Dinge sich verändern, Hand in Hand gehen.

Nicht einmal die positivsten Zukunftsaussichten können die Tatsache aufwiegen, dass kein Weg zurück führt zu dem, was einmal war. Zu der Unschuld der Kindheit. Der ersten Liebe. Dem Duft des Juli, dem Jucken des Grases auf deinem verschwitzten Rücken, bevor du von einem Felsen springst und im nächsten Augenblick umfangen bist von dem eiskalten Schmelzwasser eines norwegischen Fjords, Nase und Mund bis zum Rand gefüllt von dem Geschmack nach Salz und Gletscher.

Kein Weg führt zurück in die Zeit, als du 17 warst und mit zehn Francs in der Tasche im Hafen von Cannes dabei zusahst, wie eine Frau und ihr Pudel und ihre Kreditkarten von zwei Männern in idiotischen weißen Uniformen von einer Yacht an Land gerudert wurde und du verstanden hast, dass die egalitäre Gesellschaft, aus der du selbst kamst, die Ausnahme und nicht die Regel war.

Oder als du mit großen Augen vor einem fremden Parlament gestanden hast, das von Wachen mit automatischen Waffen umgeben war; ein Anblick, der dich aus einem Anflug resignierter Selbstzufriedenheit heraus den Kopf schütteln und denken ließ: Da, wo ich herkomme, brauchen wir so etwas nicht. Denn du kamst aus einem Land, in dem die Furcht voreinander noch nicht Fuß gefasst hatte, aus einem Land, das du für drei Monate verlassen konntest, für eine Reise durch zwei Putsche, eine Hungerkatastrophe, ein Schulmassaker, zwei Attentate und einen Tsunami, und in dem sich, wenn du nach Hause kamst und in die Zeitung blicktest, nur das Kreuzworträtsel geändert hatte. Einem Land, das materielle Geborgenheit bot und dessen politischer Weg seit der Nachkriegszeit festgeschrieben war.

Der politische Einklang war überwältigend, gab es Debatten, drehten sich diese in der Regel nur um die Frage, mit welchen Methoden die Ziele zu erreichen waren, über die sich vom rechten bis zum linken Flügel alle einig waren. Es war das Land, das überzeugt davon war, dass es am besten für sich allein blieb und sich gegen die Mitgliedschaft in der Europäischen Union entschied, für die die meisten anderen kleinen Länder bereit waren, ihren rechten Arm zu opfern.

Ideologische Debatten brachen immer erst dann vom Zaun, wenn die Wirklichkeit der übrigen Welt sich aufzudrängen begann, wenn die Menschen, die bis in die siebziger Jahre hinein fast ausschließlich den gleichen ethnischen und kulturellen Hintergrund hatten, Stellung dazu nehmen mussten, ob ihre neuen Landsleute einen Hidschab tragen und Moscheen bauen durften und ob Soldaten nach Afghanistan oder Libyen geschickt werden sollten. Vor dem 22. Juli 2011 hatte Norwegen ein jungfräuliches Selbstbildnis: unberührte Natur und eine von den Krankheiten der Zivilisation noch immer verschont gebliebene Gesellschaft.

Natürlich ist das übertrieben, dafür muss man nur einen Blick in die Polizeiakten werfen, aber trotzdem: Im Juni radelten der norwegische Ministerpräsident Jens Stoltenberg, der Autor dieser Zeilen und ein gemeinsamer Freund zusammen durch Oslos Straßen, um im bergigen Wald zu wandern. Alles innerhalb der Stadtgrenzen dieser großen kleinen Stadt. Ein paar Meter hinter uns folgten zwei Bodyguards, auch sie auf dem Fahrrad. Als wir an einer Ampel halten mussten, hielt neben dem Ministerpräsidenten ein Auto mit heruntergelassener Scheibe. Ein Mann rief seinen Namen. „Jens!“ Die Tatsache, dass das norwegische Volk in der Regel mit dem Vornamen über seinen obersten politischen Leiter redet und ihn so auch anspricht, ist eine Tradition im Geiste des Egalitarismus, über die ich mich schon lange nicht mehr wundere.

„Ich habe hier einen kleinen Jungen, der es sicherlich toll findet, dir mal guten Tag zu sagen.“

SARA JOHANNESSEN / SCANPIX NO / DANA PRESS

JO NESBØ,
Schriftsteller und Musiker, lebt in Oslo, seine Krimis („Leopard“) sind internationale Bestseller. Im Oktober erscheint von Nesbø, 51, der neue Roman „Die Larve“ auf Deutsch.

Jens Stoltenberg lächelte und begrüßte den kleinen Jungen auf dem Rücksitz per Handschlag. „Hallo, ich bin Jens.“ Der Ministerpräsident mit Fahrradhelm, der Junge mit Sicherheitsgurt. Beide hatten sie bei Rot gehalten. Die Bodyguards standen in gehörigem Abstand hinter uns. Und lächelten. Es ist ein Bild der Sicherheit und des gegenseitigen Vertrauens, der ganz alltäglichen norwegischen Idylle. Ein Bild dessen, was wir für normal hielten. Wie konnte das schiefgehen? Wir trugen doch einen Helm, einen Sicherheitsgurt und hatten alle Verkehrsregeln befolgt.

Natürlich konnte es schiefgehen. Es kann immer schiefgehen.

Ende Februar begann in Oslo die Nordische Ski-WM. Die norwegischen Teilnehmer und Teilnehmerinnen hatten Erfolg, und jeden Abend versammelten sich Zehntausende enthusiastischer Norweger bei der Medaillenvergabe im Osloer Zentrum, um zu feiern. Am 25. Juli kamen an die 200 000 von Oslos 600 000 Einwohnern zusammen, um gemeinsam zu trauern.

Der Kontrast könnte kaum stärker sein, die Ähnlichkeit aber auch nicht. Beides zeigt die unerwartete Stärke der Gefühle eines Volkes, das die Beherrschung als nationale Tugend achtet und in dem es die Redewendung „einen kühlen Kopf bewahren“ gibt, „ein warmes Herz bewahren“ aber nicht. Sogar auf diejenigen von uns, die wir eine automatische Aversion gegen nationale Selbstverherrlichung, Flaggen, große Worte und die Freuden- und Trauereuphorie großer Menschenmengen haben, macht es einen bleibenden Eindruck, wenn Menschen zeigen, dass das Gedankengut und die idealistischen Werte der Gesellschaft, die wir geerbt und schließlich für selbstverständlich erachtet haben, tatsächlich von Bedeutung sind.

Ja, es sind bloß symbolische Handlungen, die den einzelnen Menschen nicht viel kosten, aber trotzdem sind diese Handlungen nicht wortlos. Sie sagen, dass wir nicht bereit sind, uns unsere Sicherheit und unser Vertrauen von jemandem nehmen zu lassen. Dass wir uns weigern, diesen Kampf gegen die Angst zu verlieren.

Der Wille ist da.

Und trotzdem führt kein Weg dorthin zurück, wo wir waren.

Gestern im Zug hörte ich einen Mann vor Wut laut schreien. Vor dem 22. Juli hätte ich mich ganz automatisch umgedreht, möglicherweise wäre ich sogar ein bisschen näher gerückt, um dann – nach nüchterner Analyse – selbst Stellung zu nehmen. Vielleicht – noch besser – wäre es sogar um eine Frau gegangen, die ich und bestimmt noch einige der anderen Passagiere hätten in Schutz nehmen können. Doch jetzt war meine automatische Reaktion, einen Blick auf meine Tochter

zu werfen. War sie in Sicherheit? Und wo waren die nächsten Fluchtwege? Hoffentlich wird es genügend Gründe dafür geben, dass diese neue, automatische Reaktion mit der Zeit wieder verblasst. Aber eines weiß ich schon heute mit Sicherheit: Sie wird niemals – niemals – wieder ganz verschwinden. Das Datum wird sich jedes Jahr wiederholen. Der 22. Juli wird alle heute lebenden Norweger für immer daran erinnern, dass nichts wirklich gegeben ist, Fahrradhelm und Sicherheitsgurt zum Trotz.

Nachdem die Bombe explodiert war – ein Knall, der auch an meinem Wohnort in Oslo deutlich zu spüren war – und die Nachrichten im Fernsehen begannen, von der Schießerei auf Utøya zu berichten, fragte ich meine Tochter, ob sie Angst habe. Sie antwortete, indem sie etwas zitierte, das ich ihr einmal gesagt hatte: „Ja, aber wenn man keine Angst hat, kann man ja auch nicht mutig sein."

Also – auch wenn es keinen Weg zurück gibt zu der totalen, bewusstlosen und naiven Furchtlosigkeit der Unbetroffenheit: Es gibt einen Weg nach vorn. Man kann mutig sein. Weitermachen wie bisher. Die andere Wange hinhalten und fragen: „War das alles, mehr hast du nicht zu bieten?" Und nicht zulassen, dass die Angst die Prämissen dafür setzt, wie unsere Gesellschaft sich weiterentwickelt.

Übersetzung: Günther Frauenlob

„Niemand kommt böse zur Welt"

Ein Gespräch mit Henning Mankell

SPIEGEL: Herr Mankell, hätte der weltberühmte Krimi-Autor eine solche Geschichte und eine solche Figur erfinden können?

Mankell: Was auch immer ich schreibe, die Wirklichkeit ist stets schlimmer. Das pflege ich zu antworten, wenn ich nach dem Realitätsgehalt meiner Geschichten gefragt werde. Hätte ich mir in einem morbiden Teil meines Hirns so etwas ausgedacht, einen Mann, der in einem Sommerlager herumgeht und in aller Ruhe einen Jugendlichen nach dem anderen erschießt, die Leser hätten dies für völlig unglaubwürdig gehalten, für lächerlich sogar. Die Plausibilität einer Story kann mit der kruden Brutalität des Geschehenen nicht mithalten.

SPIEGEL: Kann man Anders Breivik einfach als geistesgestört abtun?

Mankell: Wir mögen uns zwar denken, dass seine Persönlichkeit psychotische Züge aufweist, dass er eine massive narzisstische Störung hat, dass er voller Hass steckt. Aber was heißt das schon? Er mag ja ein Psychopath sein, nur erklärt das nichts. Ich habe in diesen Tagen an Hannah Arendt und ihren Bericht über den Eichmann-Prozess 1961 in Israel gedacht. Wie können scheinbar normale Menschen, die ansonsten vielleicht liebevolle Familienväter sind, Söhne, Brüder, zu solchen Gräueltaten fähig sein? Um eine Antwort zu finden, braucht es Zeit und Abstand. Aber ich fürchte, dass am Ende eine Dimension des Unerklärlichen übrig bleibt.

HANS-CHRISTIAN PLAMBECK

HENNING MANKELL
lebt bei Göteborg; 2010 erschien von Mankell, 63, der Krimi „Der Feind im Schatten", über Kommissar Kurt Wallanders letzten Fall.

SPIEGEL: Rührt das Entsetzen vor dem Rätsel des Bösen auch daher, dass Breivik, wie die Polizei es ausdrückte, buchstäblich aus dem Nichts kam?

Mankell: Wir möchten rechtzeitig Merkmale des Bösen erkennen, wir suchen Kainszeichen und Stigmata, das Wetterleuchten des Schrecklichen, bevor es ausbricht. Das ist magisches Denken.

SPIEGEL: Es gibt eben nicht nur die Banalität, sondern auch die Faszination des Bösen.

Mankell: Da berühren Sie einen wichtigen Aspekt. Am meisten fürchte ich, dass jetzt wieder eine Diskussion über das angeborene Böse um sich greift. So dachte man vor 500 Jahren. Niemand kommt böse zur Welt. Man wird böse gemacht, durch äußere Umstände, die böses Handeln schaffen.

SPIEGEL: Aber jeder trägt die Fähigkeit zum Bösen in sich?

Mankell: In den Balkan-Kriegen nach dem Auseinanderbrechen Jugoslawiens fielen Nachbarn, die zuvor friedlich zusammengelebt hatten, übereinander her. Ich habe in Afrika Kindersoldaten gesehen, 14-, 15-jährige Jungen, die ihre Eltern abgeschlachtet hatten. Man hatte ihnen selbst ein Gewehr an den Kopf gehalten. Ich bin mir nicht sicher, was ich als Kind in ihrer Situation getan hätte. Die Erklärungen für das Böse liegen in seinen Umständen und Bedingungen, nicht in seiner Dämonie. Das ist Hannah Arendts Lehre.

SPIEGEL: Breivik hat sich offenkundig als einen politischen Attentäter betrachtet.

Mankell: Ja, er sieht sich als Soldat, als ein Krieger gegen die vermeintliche Diktatur des Kulturmarxismus und die Expansion des Islam. Er glaubt anscheinend, dass man ihn in 60, 70 Jahren im Rückblick als eine geschichtliche Heldengestalt anerkennen werde.

SPIEGEL: Das würde erklären, warum er vor der Justiz die Tat auf sich nimmt, ohne sich indes schuldig zu bekennen.

Mankell: Aber selbst wenn man ihm die Logik des Soldaten oder Ritters unterstellt, so hätte er doch abscheuliche Kriegsverbrechen begangen und gegen sämtliche Genfer Konventionen verstoßen, wenn ich die Absurdität mal ironisch bis zur letzten Konsequenz treibe. Genau dadurch ergibt sich die Möglichkeit, ihn wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit in seinem selbstproklamierten Bürgerkrieg zu belangen. Dann verschwindet er für immer hinter Gittern, 30 Jahre plus Sicherheitsverwahrung.

SPIEGEL: Welche Symbolkraft wollte er mit seinem Fanal wohl entfesseln? In seinem Internetmanifest heißt es an einer Stelle, was früher als Verrat gegolten habe, komme heute als Toleranz daher.